

## Schreiben für die politische Öffentlichkeit? Frauen im Journalismus um 1900

Susanne Kinnebrock

### Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Kinnebrock, Susanne. 2007. "Schreiben für die politische Öffentlichkeit? Frauen im Journalismus um 1900." In *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit: 1780 - 1918*, edited by Caroline Bland and Elisa Müller-Adams, 143-67. Bielefeld: Aisthesis-Verlag.

Susanne Kinnebrock

## Schreiben für die politische Öffentlichkeit?

### Frauen im Journalismus um 1900

*In the course of the 19<sup>th</sup> century journalism developed from a mostly part-time occupation into a full-time career for many writers. Until very recently it appeared that scarcely any women were active in this field, but recent research into periodicals from around 1900 reveal that women's incursions into journalism were a frequently debated issue. Further sources which document women's presence are surveys of female authors and journalists, as well as the large number of periodicals which focused on the 'female professions' and the women's movement. A clue to this discrepancy between women's actual presence and their apparent absence from journalism is to be found in the allegedly 'unpolitical' nature of the topics they wrote about: the arts, education, women's or family issues, and fashion. This article considers the social background, working conditions and fields of investigation of female journalists around 1900 and points out the political implications of their work, given that many had strong links with the constantly expanding women's movement of this era.*

### Hinführung

Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert der ‚schreibenden Frauen‘. Immer mehr „Frauen der Feder“ wagten sich an die Öffentlichkeit<sup>1</sup>, so dass ihre Zahl kaum noch zu überblicken ist.<sup>2</sup> Die Neubelebung der Literaturgeschichtsschreibung durch die Gender Studies seit den 1980er Jahren hat die Größe des Forschungsfeldes „Schreibende Frauen im 19. Jahr-

<sup>1</sup> Vgl. zur großen Zahl schreibender Frauen folgende zeitgenössische Quellen: Sophie Pataky. Vorwort. *Lexikon deutscher Frauen der Feder*. Hg. Sophie Pataky. [1898] Nachdruck Pforzheim: Peter Kiefer, 1987. S. V-XII, S. IX; Max Osborn. *Die Frauen in Litteratur und Presse*. Berlin: Taendler, 1896. S. 250; Eliza Ichenhäuser. *Die Journalistik als Frauenberuf*. Berlin und Leipzig: Verlag der „Frauenrundschau“ Schweizer&Co., 1905. S. 6. Ichenhäuser, die die Zahl der Schriftstellerinnen in Kürschners *Deutschem Litteratur-Kalender* ausgezählt hat, weist darauf hin, dass sich allein in den Jahren von 1895 bis 1905 die Zahl der dort erfassten Schriftstellerinnen von gut 1.000 auf über 1.200 erhöht hatte.

<sup>2</sup> Vgl. Gisela Brinker-Gabler. Vorwort. *Deutsche Literatur von Frauen*. 2. Band. Hg. Gisela Brinker-Gabler. München: C.H. Beck, 1988. S. 9.

hundert“ eindrucksvoll und facettenreich aufgezeigt.<sup>3</sup> Doch fokussieren literaturgeschichtliche Analysen überwiegend auf Schriftstellerinnen und ihre ‚bleibenden‘ Werke. Die ‚Tagschriftstellerei‘ wird hingegen als Betätigungsfeld von schreibenden Frauen selten wahrgenommen – und das obgleich sich der Journalismus im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem Beruf ausbildete, dem nachweislich auch Frauen nachgingen.

Darüber, warum die journalistische Tätigkeit von Frauen oft ausgeblendet oder allenfalls en passant erwähnt wird, ist wenig bekannt. Zu rar sind die Abhandlungen über den Beitrag von Frauen zur Journalismusgeschichte.<sup>4</sup> Auffallend ist jedoch, dass nicht nur aktuelle Studien, sondern auch die damaligen Journalistinnen ihre ‚Tagschriftstellerei‘ selten in den Vordergrund rückten – was damit anfängt, dass sie in der Regel die Berufsbezeichnung ‚Schriftstellerin‘ (und nicht Redaktrice oder Journalistin) wählten.<sup>5</sup>

Über die Motivation der Zeitgenossinnen, sich eher mit der Schriftstellerei als mit ihrer journalistischen Tätigkeit zu identifizieren, lässt sich nur spekulieren. Plausibel erscheint jedoch, dass die Autorinnen bei der Definition ihrer Tätigkeiten auf gesellschaftliche Diskurse reagierten und sich deshalb entlang des Dualismus von Kunst und Kommerz lieber als Künstlerinnen verorteten denn als Frauen, die um des Geldes den ‚Brotberuf‘ der Journalistin ausübten. Dazu mag zusätzlich die Unvereinbarkeit von bürgerlichem Frauenideal und außerhäuslicher Erwerbsarbeit beigetragen haben. Und schließlich könnte ein zweiter Dualismus – die Gegenüberstellung von weiblich konnotierter Privatsphäre und männlich attributierter (politischer) Öffentlichkeit – Frauen dazu veranlasst haben, sich eher als Schreiberinnen zu profilieren, die im häuslichen Ambiente Schöngestiges produzierten, denn als Journalistinnen, die sich in der öffentlichen Arena bewegten und mit ihrer Feder Politik zu machen suchten.<sup>6</sup>

<sup>3</sup> Vgl. resümierend Margarete Zimmermann. „Literaturgeschichte/Literaturgeschichtsschreibung“. *Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung*. Hg. Renate Kroll. Stuttgart und Weimar: J.B. Metzler, 2002. S. 237-238.

<sup>4</sup> Vgl. Susanne Kinnebrock. „Frauen und Männer im Journalismus. Eine historische Betrachtung“. *Konkurrierende Wirklichkeiten*. Hg. Martina Thiele. Göttingen: Göttinger Universitätsverlag, 2005. S. 101-132.

<sup>5</sup> Vgl. zur Problematik der Subsumierung von Journalistinnen unter den Begriff „Schriftstellerinnen“ auch Ichenhäuser. *Journalistik als Frauenberuf* (wie Anm. 1). S. 6.

<sup>6</sup> Gestützt wird diese Überlegung von zeitgenössischen Quellen, die es als große Besonderheit des angelsächsischen Journalismus herausstellten, dass Frau-

Neben den Einflüssen, die gesellschaftliche Diskurse auf Entwicklung individueller (Berufs-)Identitäten ausgeübt haben dürften, muss berücksichtigt werden, dass der Journalismus anno 1900 noch ein vergleichsweise neuer Beruf war. Zwar hatten sich Medien und gesellschaftliche Kommunikation im Laufe des 19. Jahrhunderts rasant entwickelt. Einige Stichworte seien hier Massenauflagen durch Rotationsdruck, Aktualität durch Telegrafie, weite und schnelle Verbreitung von (tagesaktuellen) Presseprodukten durch den Ausbau von Post- und Schienenverkehr, Massenpublika dank Alphabetisierung, anhaltende Pressefreiheit aufgrund des Reichspressegesetzes von 1874, die Entwicklung eines einheitlichen nationalen Marktes (inkl. eines florierenden Anzeigenwesens) dank der Zusammenführung der deutschen Einzelstaaten 1871 und schließlich – ebenso durch die Reichsgründung forciert – die Formierung einer nationalen Öffentlichkeit. In der Folge durchlief der Pressemarkt v.a. im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine kaum unterbrochene Boomphase<sup>7</sup> und meldete vermehrten Bedarf an professioneller Informationsbearbeitung an. Dennoch entwickelte sich das journalistische Berufsverständnis eher langsam, worauf unter anderem die vergleichsweise späte Gründung ‚eigener‘ Berufsvertretungen hindeutet. Erst im 20. Jahrhundert sollte die erste Berufsorganisation entstehen, die nicht mehr die Interessen von Schriftstellern und Journalisten gemeinsam vertrat, sondern sich nur noch auf Redakteure bezog.<sup>8</sup>

Bis dahin war die Arbeit als Journalist oder Journalistin zunächst als Unterform der Schriftstellerei aufgefasst worden, zumal die beiden Tätigkeiten im 19. Jahrhundert gerne parallel ausgeübt wurden bzw. eine Grenzziehung nicht immer leicht fällt – auch nach heutigem Verständnis, wonach als Journalist oder Journalistin diejenigen zu bezeichnen sind, die „hauptberuflich an der Erarbeitung bzw. Verbreitung von In-

---

en auch als politische Journalistinnen, sogar als Leitartikerinnen tätig waren. Vgl. Anna Plothow. „Die Journalistik als Frauenberuf“. *Berliner Tageblatt*. Nr. 473 vom 16.9.1905 und Henriette Jastrow. „Der Journalistinnen-Beruf in England“. *Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt*. Hg. Elly Saul und Hildegard Obrist-Janicke. Stuttgart: Greiner&Pfeiffer, 1899. S. 16-23, hier S. 16f.

<sup>7</sup> Vgl. Jürgen Wilke. *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*. Köln, Weimar und Wien: Böhlau, 2000. S. 260, S. 276f.

<sup>8</sup> Vgl. Rudolf Stöber. *Pressefreiheit und Verbandsinteresse. Die Rechtspolitik des „Reichsverbandes der deutschen Presse“ und des „Vereins Deutscher Zeitungs-Verleger“ während der Weimarer Republik*. Berlin: Colloquium, 1992. S. 11f.

formationen, Meinungen und Unterhaltung durch Medien mittels Wort, Bild, Ton oder Kombinationen dieser Darstellungsmittel beteiligt<sup>9</sup> sind. Nimmt man diese aktuelle Definition des Deutschen Journalistenverbandes zum Maßstab, dann haben Journalisten und Schriftsteller zunächst gemein, dass sie damals noch mit den gleichen Zeichensystemen operierten, mit Worten, die sie zu Texten zusammenfügten. Zudem verbreiteten sie ihre Texte gleichermaßen öffentlich. Doch wurde im 19. Jahrhundert eine klare Grenze zwischen Kunst und Kommerz gezogen, genauer: Zwischen künstlerischen Texten, die einzigartige Kunstwerke von identifizierbaren Persönlichkeiten darstellten, einerseits und kommerziellen Texten ohne individuelle Autorenschaft andererseits. Der Historiker und Publizist Heinrich Wuttke bedauerte bereits 1866:

Die Zeitungen sind den Händen der Schriftsteller entwunden.  
[...] Was Litteratur sein müßte, ist zum bloßen Geschäfte verkehrt und der Einzelne, der auf sich stehen sollte, ist nullifiziert.<sup>10</sup>

Ob diese Grenzziehung tatsächlich Journalismus und Schriftstellerei adäquat trennt, muss bezweifelt werden. Denn zum einen stellte auch die Schriftstellerei ein ‚Geschäft‘ dar, wollten doch viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen mit ihrem Beruf Geld verdienen und ihren Lebensunterhalt bestreiten. Darüber hinaus sind auch literarische Kunstwerke nicht zwingend mit den Namen ihrer Schöpfer verbunden, wenn man die Vielzahl an anonymen oder unter Pseudonym erschienenen Werke mit berücksichtigt.

Die heutige Journalisten-Definition hält fest, dass die Unterhaltungsproduktion Teil des Berufs ist. Sie trägt damit dem Umstand Rechnung, dass Unterhaltung nicht als Gegenteil von Information aufzufassen ist.<sup>11</sup> Damit erscheint aber auch eine Differenzierung zwischen Unterhaltung und Schriftstellerei auf der einen Seite und Information und Journalismus auf der anderen wenig ratsam.

<sup>9</sup> Dies ist die recht weite Definition, die der Deutsche Journalistenverband aktuell zur Beschreibung des Berufsbildes Journalist gewählt hat. Vgl. [www.djv.de](http://www.djv.de).

<sup>10</sup> Heinrich Wuttke. *Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung* [1866]. 3. Auflage. Leipzig: Krüger, 1875. S. 186.

<sup>11</sup> Vgl. zur Problematik des Dualismus von Unterhaltung und Information: Elisabeth Klaus. „Der Gegensatz von Information ist Desinformation, der Gegensatz von Unterhaltung ist Langeweile“. *Rundfunk und Fernsehen*. 44. Jg, H. 3 (1996): S. 402-417.

Zudem ist eine Grenzziehung entlang der Medien, in denen publiziert wurde, nur bedingt geeignet, das schriftstellerische vom journalistischen Schreiben zu trennen. Denn ebenso wie die periodisch erscheinenden ‚journalistischen‘ Medien Zeitung und Zeitschrift große Teile (wie das ‚unterm Strich‘ platzierte Feuilleton) für ‚Belletristik‘ reservierten, so fanden sich in Buchform Stellungnahmen zur aktuellen Politik und Gesellschaftsentwicklung.

Selbst die vermeintlich eindeutigste Demarkationslinie, die zwischen Fakt und Fiktion verläuft – also letztlich der naive Glaube daran, dass der Journalismus ausschließlich der Wahrheit verpflichtet sei und die Realität adäquat abzubilden habe, während in Fiktionen nur ‚Als-ob-Welten‘ imaginiert würden –, auch diese Grenze erscheint bei näherer Analyse weniger klar konturiert als gemeinhin angenommen.<sup>12</sup> Denn auch im Journalismus wird mit Metaphern, Assoziationen und Vergleichen operiert, gehören Ironie und Satire zu beliebten Stilmitteln und werden schließlich künstliche Figuren oder Situationen konstruiert.<sup>13</sup> Zwar finden sich diese vermeintlich fiktionalen Stilmittel bevorzugt in bestimmten journalistischen Darstellungsformen wie Glosse, Essay, Feuilleton und Feature. Doch würde niemand Beiträge, die in diesen Darstellungsformen verfasst sind, nur deshalb der Schriftstellerei zuordnen, weil ‚fiktionale‘ Stilmittel eingesetzt wurden. Es handelt sich weiterhin um genuin journalistische Darstellungsformen, die vorwiegend dem Raisonement dienen – so wie Meldungen, Berichte und Reportagen der Information oder Kommentare und Leitartikel der Meinungsbildung.

So bleibt als letztes gern genanntes Differenzierungsmerkmal der Aktualitätsbezug. Otto Groth, ein Journalist und Vater der Zeitungswissenschaft, resümierte bereits 1930:

Jeder, der in irgendeinem Fach aktuelle, allgemein interessierende Beiträge an Zeitungen liefert und damit auf seine dauernde Existenz vollständig oder doch überwiegend zu gründen sucht, ist Berufsjournalist [...]. Nicht zu den Journalisten sind zu zählen dage-

<sup>12</sup> Vgl. Margret Lünenborg. *Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2005. S. 168ff.

<sup>13</sup> Vgl. Gunter Reus. „Zum Tanze freigegeben“. Fiktionen im seriösen Journalismus – ein illegitimes Verfahren? *Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Mediennwirklichkeiten*. Hg. Achim Baum und Siegfried J. Schmidt. Konstanz: UVK, 2002. S. 77-89.

gen Schriftsteller, die durch unterhaltende oder belehrende Beiträge zwar Zeitungsstoff, aber nicht den aktuellen liefern ...<sup>14</sup>

Diese Definition wirft mehr Fragen auf als sie Antworten gibt – zunächst die Frage, was denn allgemein interessiert(e) und was nicht. Dabei besteht die Gefahr, das allgemeine Interesse gleichzusetzen mit dem Medientenor, d.h. mit denjenigen Themen, die die meisten politischen Zeitungen und Zeitschriften aufgriffen. Denn zuverlässige oder gar repräsentative Daten darüber, was die damalige Leserschaft in Zeitungen und Zeitschriften für interessant oder relevant hielt, fehlen. Zudem kann im Umkehrschluss nicht davon ausgegangen werden, dass die Schriftstellerei all das, was allgemein interessierte, grundsätzlich ignorierte. Somit bleibt die rein zeitlich verstandene Aktualität als Differenzierungsmerkmal, also der zeitnahe Bezug zum faktischen Geschehen. Ohne die Problematik der Grenze zwischen Fakt und Fiktion nochmals aufzugreifen, drängt sich hier die Frage auf, wie groß die Zeitspanne zwischen Ereignis und Berichterstattung sein darf, so dass Aktualität gegeben ist. Sollte möglichst Tagesaktualität, d.h. ein Bezug zum Vortag, vorliegen? Und wie sind in diesem Zusammenhang räsonnierende Beiträge einzuordnen, die sich u.U. gar nicht mit einem aktuellen Ereignis beschäftigen, sondern mit längerfristig angelegten Prozessen des (sozialen) Wandels? Sollten sie deshalb wegen mangelnder Aktualität der ‚zeitlosen‘ Schriftstellerei zuzuordnen sein?

Die Abgrenzung von Schriftstellerei und Journalismus entlang der Dualismen Kunst/Kommerz, Unterhaltung/Information, Buch/Periodika, Fiktion/Fakt und Zeitlosigkeit/Aktualität ist also nicht unproblematisch und kann allenfalls graduell erfolgen. Neben all diesen Dualismen mit klarem Bezug zum journalistischen und schriftstellerischen Schreiben sticht noch ein weiterer, vom Schreiben an sich unabhängiger ins Auge: Die geschlechtliche Überformung des Journalismus und der Schriftstellerei entlang der Polarität Mann/Frau. Während das Schreiben im politischen Journalismus männlich attribuiert war – schließlich ging es ja vermeintlich nur darum, harte Fakten nüchtern darzustellen –, wurde Frauen eine gewisse ästhetische und kommunikative Kompetenz zugestanden, die sie entweder für eine gefällige und nicht allzu tiefeschürfende Schriftstellerei oder für das Feuilleton zu befähigen schien. „Die Gabe, auch mit der Feder anmutig und obenhin zu plaudern, ist ihnen

<sup>14</sup> Otto Groth. *Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde* (Journalistik). 4. Band, Mannheim, Berlin und Leipzig: Bensheimer, 1930. S. 64.

oftmals angeboren“.<sup>15</sup> So fasste Jakob Julius David 1906 dieses weit verbreitete, oftmals essentialisierte und bis in die 1930er Jahre im wissenschaftlichen Diskurs immer wieder repetierte Klischee zusammen.<sup>16</sup>

Es ist nicht leicht, inmitten all dieser klischeehaften Darstellungen, die eher zeitgenössische Geschlechterdiskurse reproduzieren als aussagekräftige Angaben zu den Berufspraxen machen, dem journalistischen Schreiben von Frauen auf die Spur zu kommen. Dennoch soll im Folgenden versucht werden, entlang der unterschiedlichen Arbeitsfelder, sozialen Positionierungen und ggf. Berufsverständnisse ein paar Konturen dieses wenig beachteten Forschungsfeldes herauszuarbeiten. Dazu soll in einem ersten Schritt die Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert kurz dargestellt werden, um aufzuzeigen, welche Strukturen sich im Journalismus entwickelten, wo Journalisten in der Gesellschaft platziert wurden und welche konkreten Betätigungsmöglichkeiten bestanden. Der Situation von Journalistinnen im ausgehenden 19. Jahrhundert möchte ich mich dann in einem zweiten Schritt widmen. Dabei werden bestehende Forschungsdefizite thematisiert und ein berufssoziologischer Überblick aus verschiedenen zeitgenössischen Quellen zusammengetragen. Um diese eher quantitativ aufbereiteten Ergebnisse zu vertiefen, wird auf eine Gruppe von Journalistinnen etwas ausführlicher eingegangen: auf Journalistinnen, denen mit Bindung an die Arbeiter- oder Frauenbewegung der Einstieg in den ‚harten‘ politischen Journalismus gelang.

## Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert

Bereits 1928 entwickelte Paul Dieter Baumert<sup>17</sup> eine Periodisierung der Geschichte des Journalismus, auf die auch heute noch gerne zurückgegriffen wird. In das 19. Jahrhundert fällt demnach zunächst die Phase des schriftstellerischen Journalismus (Mitte des 18. Jahrhunderts bis Mitte des 19. Jahrhunderts), in der v.a. die politisch-literarischen Zeitschrif-

<sup>15</sup> Jakob Julius David. *Die Zeitung*. Frankfurt/M.: Rütten & Loening, 1906. S. 96.

<sup>16</sup> Vgl. zum wissenschaftlichen Diskurs z.B. Groth. *Die Zeitung* (wie Anm. 14). S. 71ff.; Emil Dovifat. „Die Frau in der politischen Zeitungsarbeit. Gegenwartslage und Zukunftshoffnungen“. *Mitteilungen des Reichsfrauenbeirats der Deutschen Zentrumspartei*. 6. Jg., H. 4 (1931). S. 117f.; Adolf Dresler. *Die Frau im Journalismus*. München: Knorr & Hirth, 1936. S. 8.

<sup>17</sup> Vgl. Paul Dieter Baumert. *Die Entstehung des deutschen Journalismus*. München und Leipzig: Duncker & Humblot, 1928.

ten das Raisonement über Religion, Kultur, Gesellschaft und Politik pflegten. Geprägt wurden diese Zeitschriften meist von freien Schriftstellern (vereinzelt auch Schriftstellerinnen), die sich um die inhaltliche Gestaltung ihrer Blätter kümmerten und die Unternehmerfunktion zunehmend an Verleger abgaben. Weiterhin setzte nach der Jahrhundertmitte die Phase des sog. redaktionellen Journalismus ein, der u.a. von der Entwicklung der Telegrafie, des Nachrichtenagenturwesens und des Massendrucks forciert wurde. In einer industrialisierten und sich funktional ausdifferenzierenden Gesellschaft wurde die journalistische Leistung zunehmend im Angestelltenverhältnis und arbeitsteilig erbracht. Sie umfasste korrespondierende, redigierende und rasonnierende Tätigkeiten, wobei sich berufliche Spezialisierungen herausbildeten. Zum einen wurde zwischen Korrespondenten und Redakteuren unterschieden, zum anderen spezialisierten sich Redakteure entlang der aufkommenden Ressortgrenzen.<sup>18</sup>

Obleich sich der schriftstellerische Journalismus früher entwickelte, wurde er von seinem ‚Nachfolger‘, dem redaktionellen Journalismus, nicht verdrängt. Beide Formen des Journalismus bestanden parallel, wobei sich im Zuge der „Entfesselung der Massenkommunikation“<sup>19</sup> der redaktionelle Journalismus im ausgehenden 19. Jahrhundert stärker entwickelte – zumindest, wenn man Auflagenentwicklung und Arbeitskräftebedarf zum Maßstab nimmt.

Die Unterschiedlichkeit dieser beiden Typen des Journalismus hat durchaus methodisch-perspektivische Implikationen für die Aufarbeitung der Journalismusgeschichte. Während bei Forschungen über den schriftstellerischen Journalismus biografische Einzelfallstudien und (hermeneutische) Werkanalysen überwiegen, stellen Untersuchungen zu redaktionell tätigen Journalisten eher auf die kollektiven Merkmale dieser Gruppe ab. Es wird versucht, die soziale Positionierung von Redakteuren und ihre Berufsverständnisse quantitativ oder zumindest prototypisch zu erfassen, nicht ihre Werke zu interpretieren.

Wenn hier bei der Rede von Redakteuren ausschließlich die männliche Form verwendet wird, so hat dies Gründe. Die kommunikations- und sozialgeschichtlichen Studien zur Entwicklung des redaktionellen Jour-

<sup>18</sup> Vgl. Bernd Blöbaum. *Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994. S. 179-182.

<sup>19</sup> Vgl. Wilke. *Gründzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte* (wie Anm. 7). S. 259.

nalismus suggerieren nämlich einen zu vernachlässigenden Frauenanteil. In der kollektivbiografischen Untersuchung von Kurt Brunöhler zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in Rolf Engelsings Regionalstudie über Nordwestdeutschland findet sich keine einzige Frauenbiografie. Selbst Jörg Requate, der zur Beschreibung des Journalistenberufs im gesamten 19. Jahrhundert immerhin die Biografien von 781 Journalisten auswertete, berücksichtigte dabei nur drei Frauen. Und Thomas Enke schließlich, dessen Studie sich nur auf Berliner Zeitungen von 1878 bis 1914 bezieht, konnte ebenfalls nur drei Frauen nachweisen, die neben 521 Männern in Berliner Redaktionen arbeiteten.<sup>20</sup>

Diese sozialgeschichtlichen Studien fokussieren allerdings nur auf einen Teil des damaligen Journalistenstandes: und zwar auf Redakteure, die bei größeren (d.h. meist regionalen und überregionalen) ‚Qualitätszeitungen‘ angestellt waren. Ob diese Gruppe von Redakteuren als repräsentativ für alle im Journalismus Tätigen stehen kann, darf getrost bezweifelt werden. Denn zum einen gab es neben den angestellten Redakteuren eine Vielzahl von freien Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die hauptsächlich von ihren Einkünften aus dem Journalismus lebten und in diesem Sinne ‚hauptberuflich‘ tätig waren. Zum anderen kann der expandierende Pressemarkt nicht auf große Tageszeitungen reduziert werden. Die Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Generalanzeiger benötigten ebenso journalistische Zuarbeit wie Parteizeitungen und kleine Lokalzeitungen.<sup>21</sup> Immerhin mussten Ende des Jahrhunderts über 3.400 politi-

<sup>20</sup> Vgl. Kurt Brunöhler. *Die Redakteure der mittleren und größeren Zeitungen im heutigen Reichsgebiet von 1800 bis 1848*. Bottrop: Gutenberg-Druckerei, 1933; Rolf Engelsing. *Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland*. Berlin: Duncker & Humblot, 1966; Jörg Requate. *Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1995. S. 136, S. 150; Thomas Enke. „Die Presse Berlins in der Statistik des Königlichen Polizeipräsidiums (II). Eine Bestandsaufnahme zur Entwicklung der Tageszeitungen in der Reichshauptstadt zwischen 1878 und 1913/14“. *Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus*, 16. Jg., H. 1 (1988): S. 34-42, hier S. 40f.

<sup>21</sup> Vgl. Johannes Raabe und Markus Behmer. „Sozialer Wandel und die Sozialität von Medienakteuren. Journalistische Medien und ihre Akteure im Prozess gesellschaftlicher und medialer Ausdifferenzierung“. *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung*. Hg. Markus Behmer, Friedrich Krotz und Rudolf Stöber. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2003. S. 253-272, hier S. 262.

sche Zeitungen gefüllt werden, von denen rund 1.700 sechsmal wöchentlich erschienen. Die Gesamtauflage dieser Zeitungen dürfte zur Jahrhundertwende ungefähr 12,5 Millionen Exemplare betragen haben.<sup>22</sup>

Auch die Nachfrage von Seiten des Zeitschriftenmarkts, dessen Angebotspalette sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kontinuierlich ausdifferenzierte, sollte berücksichtigt werden. Neben einer zunehmenden thematischen Spezialisierung, der v.a. Fachzeitschriften und (fach-)wissenschaftliche Zeitschriften Rechnung trugen, führte das blühende Vereinswesen dazu, dass eine Vielzahl von Berufs- und Vereinszeitschriften entstand. Raisonement über Politik, Gesellschaft und Kultur wiederum wurde in verschiedenen Weiterentwicklungen der politisch-literarischen Zeitschriften betrieben, z.B. in Rundschauzeitschriften, aber auch in Karikaturenjournalen oder literarisch-künstlerischen Zeitschriften. Und schließlich sollte die Vielfältigkeit und Verbreitung von Unterhaltungszeitschriften nicht unterschätzt werden. Darunter fallen u.a. Familienzeitschriften, (Haus-)Frauenzeitschriften, Modezeitschriften und gegen Ende des Jahrhunderts auch Illustrierte und Special-Interest-Zeitschriften (z.B. Sportzeitschriften). Im Jahr 1900 bestanden dann mehr als 5.000 verschiedene Zeitschriftentitel<sup>23</sup>, wobei im Besonderen die Unterhaltungszeitschriften beträchtliche Auflagen erzielten.

Die Hinweise auf die enorme Expansion des Pressemarktes sollen verdeutlichen, wie vielfältig die Publikationsmöglichkeiten waren und wie problematisch die Konzentration auf die Redakteure von ‚Qualitätszeitungen‘ ist. Doch sollte bei aller Kritik an der Repräsentativität der Studien von Jörg Requate, Kurt Brunöhler und Rolf Engelsing ein Verdienst nicht aberkannt werden: Die Studien vermitteln erste Einblicke in ein relativ schlecht erforschtes Gebiet – die Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert – und schaffen damit Vergleichsmaßstäbe, die an die bislang noch schlechter erforschten Gruppen von Journalisten – darunter auch die Frauen – angelegt werden können.

Die Erkenntnisse aus den drei zentralen Studien betreffen zunächst das *Wachstum des Arbeitsmarktes*. Für 1848 wird die Zahl der hauptberuflichen Journalisten an politischen Zeitungen auf kaum mehr als 400 ge-

<sup>22</sup> Vgl. ebd.; Konrad Dussel. *Deutsche Tagespresse im 19. und 20. Jahrhundert*. Münster und Berlin: LIT, 2004. S. 89f.

<sup>23</sup> Vgl. zu dieser, eher noch zu niedrig angesetzten Zahl Joachim Kirchner. *Das deutsche Zeitschriftenwesen. Seine Geschichte und seine Probleme. Teil II. Vom Wiener Kongress bis zum Ausgange des 19. Jahrhunderts*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1962. S. 469.

schätzt, während um 1900 knapp 2.500 Personen als Redakteure bei Tageszeitungen angestellt gewesen sein dürften. Dazu zu rechnen sind außerdem noch ca. 350 sog. Verlegerredakteure, die zusätzlich zu ihren Aufgaben als Zeitungsverleger die gesamte journalistische Arbeit allein leisteten.<sup>24</sup> Berücksichtigte man darüber hinaus sowohl Angestellte, die für kleinere Zeitungen, die (sozialdemokratische) Parteipresse und für Zeitschriften arbeiteten, als auch „das Heer der nur frei oder nebenberuflich Tätigen, die auch weiterhin einen nicht unbeträchtlichen Teil der Pressehalte beisteuerten“<sup>25</sup>, dann würde sich die Zahl der Journalisten mutmaßlich vervielfachen.

Auch hinsichtlich der *Sozialität* von Journalisten geben die Redakteursstudien erste Hinweise. Dabei ist unter Sozialität zum einen die Position zu verstehen, die Menschen im sozialen Raum der Gesellschaft aufgrund ihrer Bildung, ihres Sozialprestiges, ihrer sozialen Beziehungen, ihres Einkommens u.a.m. einnehmen, zum anderen sind kollektive soziokulturelle oder milieuspezifische Orientierungen gemeint, die sich in gemeinsamen Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsweisen niederschlagen.<sup>26</sup> Was die Sozialität der Zeitungsredakteure angeht, so dominierten Bildungsbürgertum und Beamtenstand als *soziale Herkunft*, während sich Angehörige des Adels oder auch niedrigerer Volksschichten nur ganz vereinzelt finden lassen.<sup>27</sup>

Die *Vorbildung* der Redakteure war im Vergleich zur Gesamtbevölkerung ausnehmend gut. Nach Requates Studie hatten rund vier Fünftel ein Studium absolviert, die Hälfte davon hatte sogar mit Promotion abgeschlossen. Entgegen dem noch heute verbreiteten Klischee waren nur sechs Prozent der Redakteure Studienabbrecher, wobei diese Bildungsverteilung innerhalb des Redakteursstandes während des gesamten 19. Jahrhunderts relativ konstant blieb. Ebenso unverändert blieben die Studienpräferenzen der Redakteure. Absolventen der Geisteswissenschaften (Philosophie, Geschichte, Philologie) machten einen Anteil von rund 55 Prozent aus, gefolgt von Juristen (rund 25 Prozent) sowie Theologen und Nationalökonomien (jeweils etwa 10 Prozent).<sup>28</sup>

<sup>24</sup> Vgl. Requate. *Journalismus als Beruf* (wie Anm. 20). S. 137f.; Blöbaum. *Journalismus als System* (wie Anm. 18). S. 242.

<sup>25</sup> Raabe/Behmer. „Sozialer Wandel“ (wie Anm. 21). S. 266.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 257-260.

<sup>27</sup> Vgl. ebd., S. 263.

<sup>28</sup> Vgl. Requate. *Journalismus als Beruf* (wie Anm. 20). S. 143, S. 161-163.

Die zunehmende Professionalisierung des Journalistenberufs spiegelt sich auch in den Berufsjahren, die im Journalismus verbracht wurden. Stellte der Journalismus bis zur Jahrhundertmitte oft noch einen Durchgangsberuf dar, so blieben im letzten Drittel des Jahrhunderts rund 70 Prozent der Redakteure ihrem Beruf bis in den Ruhestand treu.<sup>29</sup> Grund dafür mag das für einen bürgerlichen Beruf respektable *Einkommen* gewesen sein, das angestellte Journalisten erzielten. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verdiente der Großteil der Redakteure immerhin zwischen 3.000 und 6.000 Mark.<sup>30</sup>

Obgleich soziale Herkunft, Bildung und Einkommen eigentlich auf eine komfortable Platzierung innerhalb der Gesellschaft des Kaiserreichs hindeuten, war das *soziale Prestige* des Journalistenstandes gering, ja es scheint mit der Zeit sogar noch gesunken zu sein. Unzählige abschätzige Bemerkungen sind überliefert, die das Bild von Journalisten als gesinnungslose und grenzenlos opportunistische Schreiberlinge prägten – ein Bild übrigens, das bereits zur Jahrhundertmitte im Redakteur Schmock (aus Gustav Freytags beliebten Lustspiel „Die Journalisten“) seine Verkörperung gefunden hatte.<sup>31</sup>

Vielleicht waren es also doch ökonomische Gründe, die eine Tätigkeit im Journalismus attraktiv erscheinen ließen. Darüber hinaus kann der schlechte Ruf des Journalistenstandes u.U. als eine weitere Erklärung dafür herangezogen werden, weshalb im Journalismus tätige Frauen die Berufsbezeichnung „Schriftstellerin“ bevorzugten.

Wenn nun resümiert werden kann, dass die Zeitungsredakteure dem bildungsbürgerlichen Milieu entstammten und dessen kulturelle Orientierungen teilten – Bernd Blöbaum brachte dies auf die griffige Formel „Bildungsbürger machen Zeitung für Bildungsbürger“<sup>32</sup> – so sagt das noch wenig aus über die soziale Platzierung von Journalisten und Journalistinnen, die in anderen Medien publizierten und durchaus auch anderen Milieus entstammten. Es gibt z.B. Hinweise darauf, dass die Mitarbeiter von Zeitungen, die verstärkt lokale und/oder boulevardeske Themenschwerpunkte setzten, (also Angestellte von Heimatzeitungen und Generalanzeigern) über eine deutlich geringere formale Bildung ver-

<sup>29</sup> Vgl. Raabe/Behmer. „Sozialer Wandel“ (wie Anm. 21). S. 265.

<sup>30</sup> Hans-Ulrich Wehler. *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 3. *Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849-1914*. München: C.H. Beck, 1995. S. 1241.

<sup>31</sup> Vgl. Raabe/Behmer. „Sozialer Wandel“ (wie Anm. 21). S. 265 (Fußnote 17).

<sup>32</sup> Blöbaum. *Journalismus als System* (wie Anm. 18). S. 164.

fügten als ihre Kollegen von den ‚Qualitätszeitungen‘.<sup>33</sup> Ebenso wenig entstammte der Großteil der Mitarbeiter der Arbeiterpresse dem bildungsbürgerlichen Milieu. Diese Blätter wurden zumindest in der Zeit vor dem Sozialistengesetz 1878 überwiegend von Handwerkern und Fabrikarbeitern gestaltet und sorgten dafür, dass erstmals auch untere Volksschichten nennenswerten Zugang zum Journalismus fanden.<sup>34</sup> Akademiker waren allenfalls bei größeren zentralen Parteiblättern als – so Kurt Koszyk – „Grals Hüter der reinen Theorie“<sup>35</sup> angestellt.

Parallel zur Hierarchie der Milieus, denen die Journalisten und Journalistinnen des 19. Jahrhunderts angehörten, verläuft auch die Relevanzzuschreibung für die unterschiedlichen Themenbereiche des Journalismus. Im Themenfeld der Politik erschien in der Regel die nationale Politik wichtiger als die lokale, Handlungen der Exekutive relevanter als die sonstiger gesellschaftlicher Akteure und schließlich die Entwicklung politischer Theorien bzw. Meinungen belangvoller als das alltägliche Zusammenstellen der Nachrichten. Im Bereich des Feuilletons wiederum genoss die (tiefschürfende) Kritik mehr Ansehen als das Verfassen von Schöngestigem für den Alltagsgebrauch. Und ‚wissenschaftliche‘ Themen wiederum galten als anspruchsvoller als solche, die sich ‚nur‘ auf den Alltag und die häusliche Sphäre bezogen (z.B. Erziehung, Haushalt, Mode).<sup>36</sup> Für ‚wichtige‘ Themenbereiche waren üblicherweise Akademiker zuständig<sup>37</sup>, (oder zumindest Männer) wie man aus Gender-Perspektive ergänzen möchte. Denn es waren eher die als weniger wichtig erachteten Nischen des Journalismus – das Lokale, Gesellschaftliche, Unterhaltsame, Alltägliche und schließlich Private –, in denen man auf akademische oder männliche Kompetenz verzichten zu können meinte. Und daraus ergaben sich Einstiegschancen für Frauen.

---

<sup>33</sup> Vgl. Requate. *Journalismus als Beruf* (wie Anm. 20). S. 154.

<sup>34</sup> Vgl. Raabe/Behmer. „Sozialer Wandel“ (wie Anm. 21). S. 267.

<sup>35</sup> Kurt Koszyk. *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse. Teil II*. Berlin [West]: Colloquium, 1966. S. 5.

<sup>36</sup> Diese Hierarchisierung wird nicht nur deutlich, wenn man zeitgenössische Abhandlungen zum Journalismus gegen den Strich liest, sondern ebenso frühe zeitungswissenschaftliche Darstellungen. Vgl. z.B. Otto Groth. *Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik)*. 1. Band, Mannheim, Berlin und Leipzig: Bensheimer, 1928. S. 579-1029; Dresler. *Frau im Journalismus* (wie Anm. 16). S. 8.

<sup>37</sup> Vgl. Raabe/Behmer. „Sozialer Wandel“ (wie Anm. 21). S. 266f.

## Frauen im Journalismus des späten 19. Jahrhunderts

*Forschungsdefizite und Problematiken der Forschung*

Der Umstand, dass Frauen anfangs eher in den Nischen des Journalismus tätig werden konnten, erschwert die Forschungsarbeit ein weiteres Mal. Dass es kaum Untersuchungen zur Geschichte des Journalismus als Frauenberuf gibt, ist anfangs bereits erwähnt worden.<sup>38</sup> Doch auch über die Nischen des Journalismus, wurden sie nun von Männern oder Frauen gefüllt, existieren wenig aussagekräftige Abhandlungen. Allenfalls über einige Medien, die diese Nischen bevorzugt bedienten, über Familien-, Frauen- und Modezeitschriften sowie kleine Heimatzeitungen, finden sich Untersuchungen.<sup>39</sup> Doch stehen darin meist die Unternehmensentwicklungen und v.a. inhaltlichen Profile der Blätter im Vordergrund. Auf die Rekrutierungspraxen, Arbeitsbedingungen und Berufsverständnisse der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wird dabei allenfalls *en passant* eingegangen.

Weiterhin wird die Forschung dadurch erschwert, dass Frauen oft nicht als eigenständige Autorinnen in Erscheinung traten, sondern vielmehr im Hintergrund wirkten. Ob als helfende Ehefrau, Tochter oder auch Schwester, die für ihre Angehörigen redaktionelle Arbeiten übernahm, ob als Verfasserin, die lieber anonym blieb oder schließlich als Autorin, die ihr Geschlecht hinter einem Pseudonym oder Kürzel verbarg – ein beachtlicher Teil der Journalistinnen schrieb, ohne sich dabei als schreibende Frau zu ‚outen‘. So füllte Sophie Pataky in ihrem Lexikon „Frauen der Feder“ allein 72 zweiseitig bedruckte Seiten mit der Auflistung von Pseudonymen und Kürzeln, die Frauen im 18. und 19. Jahrhundert nutzten. Über die Entschlüsselung von Pseudonymen ließen sich wohl noch einige weibliche Journalisten identifizieren und so manches weibliches Lebenswerk partiell rekonstruieren. Noch schwieriger hingegen ist es, anonym erschienene Artikel zuzuordnen oder Unterstützungsarbeiten für Angehörige nachzuweisen. Dies ist allenfalls punktuell möglich – i.d.R. nur bei Frauen, die selbst oder deren Kreis als so ‚bedeutsam‘ galten, dass private Nachlässe verwahrt und Forschungen

<sup>38</sup> Vgl. das kritische Resümee des Forschungsstandes samt Literaturverweisen bei Kinnebrock. „Frauen und Männer im Journalismus“ (wie Anm. 4), S. 102.

<sup>39</sup> Vgl. die Literaturverweise bei Koszyk. *Deutsche Presse* (wie Anm. 35) und aktueller Wilke. *Medien- und Kommunikationsgeschichte* (wie Anm. 7), S. 259-287.

angestellt wurden.<sup>40</sup> Beispielsweise wissen wir von Clara Zetkin, dass sie im Pariser Exil nicht nur anonym in deutschen und französischen Zeitungen veröffentlichte, sondern auch zeitweilig unter ihre Artikel den Namen ihres Lebensgefährten setzte. Dies geschah vor allem in einer Zeit, als Ossip Zetkin zu krank war, um seinen Verpflichtungen als Korrespondent nachzukommen. Clara Zetkin sprang somit für ihren Lebensgefährten ein, zumal die Einkünfte aus der journalistischen Tätigkeit dringend für die Versorgung der gemeinsamen Familie benötigt wurden. Weitere Gründe für die Wahl eines männlichen Autorennamens dürften generelle Schwierigkeiten gewesen zu sein, als Frau Artikel unterzubringen. Sie scheinen v.a. bei Beiträgen aufgetreten zu sein, die sich mit politischen Fragen jenseits der Frauenfrage beschäftigten.<sup>41</sup>

All dies wissen wir deshalb, weil Clara Zetkin zu einer bekannten Persönlichkeit der proletarischen Frauenbewegung avancierte – mit der Folge, dass sich die Geschichtswissenschaft ihrer Rolle als Frauenrechtlerin und Sozialistin vergleichsweise ausführlich gewidmet hat.<sup>42</sup> Zetkins journalistische Tätigkeit und deren Bedingungen stehen dabei allerdings nicht im Vordergrund, obgleich Zetkin von 1892 bis 1917 mit der *Gleichheit* die zentrale politische Frauenzeitschrift der Sozialdemokratie leitete. Und damit ist ein grundsätzliches Problem der historischen Journalismusforschung angesprochen: Journalisten und Journalistinnen werden i.d.R. wegen ihrer Funktionen wahrgenommen, die sie als Akteure sozialer Bewegungen, als Träger politischer Mandate oder als Schreibende mit literaturgeschichtlicher Bedeutung innehatten. In der Folge finden sich Erkenntnisse zur journalistischen Tätigkeit und ihren Bedingungen oft nur in den Randnotizen. Um das Agieren als Journalist oder Journalistin zu rekonstruieren, müssen aus Forschungsarbeiten verschiedener disziplinärer Provenienz – v.a. aus Geschichtswissenschaft, Germanistik und historischer Pädagogik – viele Details zusammengetragen werden bzw. gänzlich neue Quellenstudien veranlasst werden.

<sup>40</sup> Eine zweite denkbare Quelle wären Redaktionsarchive. Doch sind für die Zeit vor 1945 i.d.R. nicht einmal die Archive von großen Zeitungen, Zeitschriften oder Verlagen überliefert.

<sup>41</sup> Vgl. Gilbert Badia. *Clara Zetkin. Eine neue Biographie*. Berlin: Dietz, 1994. S. 31f.; Louise Dornemann. *Clara Zetkin. Leben und Wirken*. Berlin [Ost]: Dietz, 1989 [1957]. S. 73.

<sup>42</sup> Vgl. z.B. zur umfangreichen Literatur über Clara Zetkin die derzeit aktuellste Biografie von Tania Puschnerat. *Clara Zetkin. Bürgerlichkeit und Marxismus. Eine Biographie*. Essen: Klartext, 2003.

Doch selbst wenn bereits kommunikationshistorische Arbeiten vorliegen, die auf das Wirken sog. „publizistischer Persönlichkeiten“<sup>43</sup> fokussieren, so bleibt weiterhin problematisch: die Repräsentativität dieser Lebens- und Berufsläufe. Die Frage, was die porträtierten „Könige“ (oder: Königinnen) mit den „Kärnern“ (oder: Kärnerinnen) des Journalistenberufs gemein hatten, muss gestellt werden.<sup>44</sup> Und die Antwort könnte u.U. sein: nicht allzu viel. Berücksichtigt man beispielsweise diejenigen Frauen, die Aufnahme in aktuellen Biografien Sammlungen ‚großer‘ Journalisten fanden, so sind dort für den Zeitraum des Deutschen Kaiserreichs die Sozialistin Clara Zetkin, die Frauenrechtlerin Louise Otto und die Pazifistin Bertha von Suttner erfasst.<sup>45</sup> Doch nur naive Gemüter würden direkte Schlussfolgerungen aus den Lebensläufen dieser drei publizistischen Persönlichkeiten und ‚Politaktivistinnen‘ auf den Berufsalltag weniger prominenter Journalistinnen wagen.

Vor diesem Hintergrund erscheint es wichtig, das Wissen über einzelne publizistische Persönlichkeiten mit berufssoziologischen Erkenntnissen zu ergänzen. Dabei liefert Eliza Ichenhäuser mit ihrer Journalistinnen-Enquête wichtige Hinweise auf die Platzierung von Frauen im Journalismus.

### *Ergebnisse der Journalistinnen-Enquête von Eliza Ichenhäuser (1905)*

Die in Berlin tätige Journalistin Eliza Ichenhäuser befragte 1905 Zeitungsverleger und Journalistinnen zur Berufssituation von Frauen. Ob-

<sup>43</sup> Der Begriff „publizistische Persönlichkeit“ geht auf Emil Dovifat, den Begründer der normativen Publizistik, zurück, der damit Personen bezeichnete, die geleitet von ihrer Gesinnung einen geistigen Führungsanspruch mit publizistischen Mitteln durchzusetzen trachteten. Vgl. Emil Dovifat. *Die publizistische Persönlichkeit*. Hg. Dorothee von Dadelsen. Berlin und New York: de Gruyter, 1990.

<sup>44</sup> Begrifflichkeit nach Walter Hömberg. „Von Kärnern und Königen. Zur Geschichte journalistischer Berufe“. *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. Hg. Manfred Bobrowsky und Wolfgang R. Langenbacher. München: Ölschläger, 1987. S. 619-629.

<sup>45</sup> Vgl. Kurt Koszyk. *Publizistik und politisches Engagement. Lebensbilder publizistischer Persönlichkeiten*. Münster und Berlin: LIT, 1999. S. 242-249; Jochen Temsch. „Louise Otto“. *Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus*. Hg. Hans-Jürgen Jakobs und Wolfgang R. Langenbacher. Wien: Picus, 2004. S. 81-85; Elisabeth Endres. „Bertha von Suttner“. *Journalisten über Journalisten*. Hg. Hans Jürgen Schultz. München: Kindler, 1980. S. 87-98.

gleich Ichenhäusers Befragung nicht auf ausgefeilten theoretischen Vorüberlegungen beruhte und obschon ihre Vorgehensweise nach heutigen methodischen Standards höchst problematisch ist<sup>46</sup>, sind die Ergebnisse eine einzigartige Quelle, wird doch versucht, die Positionierung von Frauen im Journalismus quantitativ zu beschreiben. Ichenhäuser konzentrierte sich dabei auf angestellte Redakteurinnen, freie Mitarbeiterinnen, die aber regelmäßig zuarbeiteten, und auf Herausgeberinnen von Zeitschriften. Damit legte sie implizit einen weiteren Berufsbegriff zugrunde als die erwähnten Redakteurstudien: Denn zum einen wurde nicht der Angestelltenstatus, sondern die Hauptberuflichkeit als wesentliches Kriterium für den Journalistenstatus herangezogen, zum anderen berücksichtigte Ichenhäuser nicht nur Vertreterinnen des faktualen tagesaktuellen Journalismus, sondern ebenso die ‚Feuilletonistinnen‘, also die Verfasserinnen der unterhaltenden Beiträge ‚unter dem Strich‘.

Weitere, allerdings schwerer zu ermittelnde Gruppen von journalistisch tätigen Frauen bleiben allerdings auch bei Ichenhäuser ausgeschlossen: zum einen die ‚Gelegenheitsjournalistinnen‘, also Frauen, die nur nebenberuflich journalistisch tätig waren, zum anderen die ‚heimlichen Helferinnen‘, also diejenigen Frauen, die ihren männlichen Angehörigen die Arbeit abnahmen, ohne dass dies nach außen sichtbar wurde.

Zunächst konnte Ichenhäuser dokumentieren, dass entgegen landläufiger Meinung und kollektivbiografischer Forschung auch Zeitungen Journalistinnen beschäftigten – und sei es auch nur als freie Mitarbeiterinnen. Ihre nicht weiter dokumentierte Anfrage bei deutschen Zeitungen ergab, dass sich mindestens 60 Prozent der befragten Zeitungsunternehmen von Frauen zuarbeiten ließen, davon 43 Prozent sogar von „festen Mitarbeiterinnen, Korrespondentinnen und Redakteurinnen“.<sup>47</sup> Dennoch war nicht die Zeitung, sondern in erster Linie die Zeitschrift das Medium, das für Frauen ein Betätigungsfeld darstellte. Nach Selbstauskunft der befragten Journalistinnen arbeiteten nur 18 Prozent hauptsächlich für Tageszeitungen, hingegen 78 Prozent für Zeitschriften.

---

<sup>46</sup> So werden z.B. über die Erhebung kaum Angaben gemacht, was so weit geht, dass bei der Ergebnisdarstellung nur mit Prozentzahlen operiert und nicht angegeben wird, wie viele Journalistinnen tatsächlich befragt wurden. Es lässt sich aber aus den Prozentbruchteilen erschließen, dass mindestens 70, wahrscheinlich aber sogar 200 Journalistinnen befragt wurden.

<sup>47</sup> Ichenhäuser. *Journalistik als Frauenberuf* (wie Anm. 1). S. 9.

*Abb. 1: Arbeitgebende Medien deutscher Journalistinnen*

Hausfrauen- und Modezeitschriften	22%
Frauenbewegungszeitschriften	20%
Tageszeitungen	18%
Literarische Zeitschriften	14%
Pädagogische Zeitschriften	13%
Musik- und Theaterzeitschriften	5%
Wissenschaftliche Zeitschriften	4%
Sonstige Fachblätter	4%

Die Zeitschriften, für die die Frauen arbeiteten, beschäftigten sich vor allem mit weiblich konnotierten Inhalten – nämlich mit Mode und Haushalt, der Frauenbewegung, mit Literatur und schließlich mit Erziehungsfragen. Und dieses Ergebnis wird bestätigt, wenn man die Themengebiete näher betrachtet, die die befragten Journalistinnen als ihre Arbeitsschwerpunkte angaben.

*Abb. 2: Themengebiete der Journalistinnen*

Literatur (literarische und literaturhistorische Beiträge)	32%
Sozialpolitik	18,5%
Kunst, Kunstkritik, Kunstgewerbe	11,5%
Pädagogik	10%
Wissenschaft	8,5%
Mode	7,5%
Hauswirtschaft	4,5%
Reise	4%
Politik	3,5%

Auffallend ist, dass gut zwei Fünftel der befragten Journalistinnen angaben, sich Literatur und Kunst zu widmen, aber nur ein knappes Siebtel überwiegend für literarische Zeitschriften arbeitete. Daraus lässt sich schließen, dass die sog. ‚Feuilletonistinnen‘ ihre Beiträge in unterschiedlichsten Medien unterbrachten. Und weiterhin ist bemerkenswert, dass 1905 schon mehr Journalistinnen Politik- und Sozialpolitik (22 Prozent) als ihr Hauptarbeitsgebiet ansahen als Mode und Hauswirtschaft (14 Prozent).

Trotz dieser ersten Zeichen für eine Orientierung hin zum politischen Journalismus sticht eine Kontinuität ins Auge. Fasst man Ichenhäusers Themengebiete in heutige Ressorts, dann arbeiteten die damaligen Jour-

nalistinnen in solchen Ressorts, in denen auch heute Frauen noch überproportional vertreten sind – v.a. für die Unterhaltungs- und Kulturteile (Literatur, Kunst) und das Ressort „Soziales“ (Sozialpolitik, Pädagogik).<sup>48</sup>

Weiterhin scheint die ungleiche Bezahlung von weiblichen und männlichen Journalisten Tradition zu haben. Kleine Zeitungen und ihre Beilagen zahlten ebenso wie kleine Frauenzeitschriften nur etwa 500 bis 600 Mark Jahresgehalt. Das war etwa ein Fünftel dessen, was männliche Lokalredakteure oder Volksschullehrerinnen verdienten, und kann deshalb allenfalls als kleines Zubrot angesehen werden, nicht als Verdienst, der ein eigenständiges Leben erlaubte. Aber auch die Gehälter, die Frauen bei anderen Medien (v.a. größeren Frauen- und Modezeitschriften) erzielten, waren alles andere als üppig. Sie bewegten sich zwischen 1.200 und 3.600 Mark.<sup>49</sup> Für einen bürgerlichen Frauenberuf war der Journalismus im Wesentlichen unterbezahlt.<sup>50</sup> Ichenhäuser kommentierte ihre Ergebnisse folgendermaßen: „Die Gehälter der Frauen erreichen mitunter eine Tiefe, dass man nicht weiß, ob man mehr über den Verleger, der dergleichen anzubieten wagt, staunen soll oder über Journalistinnen, die solches Gebot annehmen.“<sup>51</sup> Von ihren Zeitgenossen wurden die frühen Journalistinnen zuweilen gar als „Schmutzkonkurrentinnen“ und „Preisdrückerinnen“ geschmäht,<sup>52</sup> die gleich „Heuschreckenschwärmen“ die Schriftleitungen „überfielen“.<sup>53</sup>

Hintergrund der Debatte, die stark misogynen Züge annahm, war der massive Einstieg von Frauen in den Journalismus. In Zahlen lässt er sich allerdings nur schwer fassen, denn Frauen wurden in ihrer Funktion als Journalistinnen selten erfasst. Die Interessenvertretungen der Journalis-

<sup>48</sup> Vgl. zur aktuellen Platzierung von Journalistinnen in Deutschland Elisabeth Klaus, *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*. Aktualisierte und korrigierte Neuaufgabe. Münster und Berlin: LIT, 2005. S. 151-214.

<sup>49</sup> Vgl. Ichenhäuser, *Journalistik als Frauenberuf* (wie Anm. 1). S. 12.

<sup>50</sup> Vgl. auch Osborn, *Frau in Literatur und Presse* (wie Anm. 1). S. 284.

<sup>51</sup> Ichenhäuser, *Journalistik als Frauenberuf* (wie Anm. 1). S. 12.

<sup>52</sup> Paul Stoklossa, „Der Arbeitsmarkt der Redakteure. Eine statistische Untersuchung“. *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich*. 35. Jg., H. 2 (1911): S. 293-307; hier S. 303f.

<sup>53</sup> Johann Freiner [d.i. Johann Ferch], *Verhält sich Eva richtig? Eine launige Betrachtung des Ewigweiblichen*. Braunschweig: Verlag der Freud, 1939. Zit. n. Fritz Hausjell, Die Journalistinnen. Urteile von Zeitgenossen. *Medien & Zeit*. 2. Jg., H. 1 (1987): S. 22-33, hier S. 26.

ten nahmen Frauen erst im Laufe des 20. Jahrhunderts auf, so dass für die Wilhelminische Zeit keine Zahlen vorliegen; die Schriftstellerlexika und Berufsstatistiken des 19. Jahrhunderts differenzierten nicht zwischen schriftstellerischer und journalistischer Arbeit und subsumierten Journalistinnen meistens unter den Begriff „Schriftsteller“<sup>54</sup>; und das Heer an Gelegenheitsjournalistinnen und Mithelferinnen im Familienbetrieb wurde in der Regel gar nicht erfasst.

Eine gewisse Ausnahme stellt Sophie Patakys Lexikon „Frauen der Feder“ dar, das neben reinen Literatinnen auch solche Schriftstellerinnen registrierte, die Ratgeberliteratur und Sachbroschüren produzierten, und neben hauptberuflichen Journalistinnen auch Gelegenheitsschreiberinnen. Es wurde – so ein zeitgenössischer Kritiker – „das Prinzip befolgt [...], jede Frau aufzunehmen, die einmal irgendwo einen Artikel geschrieben oder verbrochen“ hatte.<sup>55</sup> Doch das, was als Wahllosigkeit bei der Personenzusammenstellung gescholten wurde, verschafft uns heute einen Überblick über die Vielfältigkeit des weiblichen Schreibens vor 1900. Denn Pataky listete auf rund 1.100 Seiten nicht nur akribisch die seit 1840 erschienenen Werke deutschsprachiger Verfasserinnen auf, sondern erhob auch biografische Daten für die noch aktiven Autorinnen. In der Folge konnten 4.547 schreibende Frauen nachgewiesen werden<sup>56</sup>, von denen rund ein Drittel biografisch porträtiert wurde. Zur Erstellung dieser Kurzbiografien hatte Pataky die Autorinnen angeschrieben und um Auskunft über ihre Tätigkeiten gebeten.<sup>57</sup> Die Analyse von Patakys Kurzbiografien (rund 1.500) ergibt, dass über 1.000 der porträtierten Frauen nicht ausschließlich schriftstellerisch tätig waren, sondern ebenso Periodika belieferten. All diese Frauen sollen im Folgenden als ‚Journalistinnen‘ bezeichnet werden. Dass damit auch die nebenberuflich tätigen Journalistinnen und Feuilletonistinnen erfasst werden, wird hier als Vorteil angesehen, denn zum einen scheint die nebenberufliche oder gele-

<sup>54</sup> Vgl. Ulla Wischermann, „Frauen in Presse und Journalismus“. (Unveröffentlichtes Manuskript, S. 4).

<sup>55</sup> *Centralblatt für Bibliothekswesen*. 15. Jg., Nr 1/2, (1898): S. 82. Zit. n. Marianne Jacob, „Die Anfänge bibliographischer Darstellung der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Deutschen Schriftsteller-Lexikons 1830-1880“. Berlin: Dissertation, 2003. S. 142.

<sup>56</sup> Auszählung nach Carmen Sitter, „Die eine Hälfte verißt man(n) leicht!“. *Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland*. Pfaffenweiler: Centaurus, 1998. S. 112, Fußnote 138.

<sup>57</sup> Vgl. Pataky, *Frauen der Feder* (wie Anm. 1). S. X.

gentliche Schreibtätigkeit eine damals übliche Form weiblichen Schreibens gewesen zu sein (und sollte deshalb berücksichtigt werden!). Zum anderen wird keine künstliche Grenze zwischen Schriftstellerei und Journalismus gezogen, die auch nicht der Alltagsrealität der meisten schreibenden Frauen entsprochen haben dürfte.<sup>58</sup>

Patakys Kurzbiografien sind recht unterschiedlich gestaltet. Zuweilen ist neben dem Namen, dem Geburtsjahr und dem Wohnort der jeweiligen Autorin nur noch das bevorzugte Genre erfasst. Dann wiederum finden sich Kurzbiografien, die sich über mehrere Seiten hinweg erstrecken. Vor allem letztere sind hilfreiche Quellen, wenn es darum geht, unterschiedliche Typen von Journalistinnen zu differenzieren und deren Sozialität zu rekonstruieren.

### *Sozialität und Typen von Journalistinnen*

Strukturiert man Patakys Angaben zur Sozialität der Journalistinnen um 1900 anlog zur Studie von Jörg Requate, dann stammten die Journalistinnen ebenfalls überwiegend aus dem Bildungsbürgertum und Beamten-tum. Die Berufe und (akademischen) Titel der Väter und Ehemänner weisen auf diese *soziale Herkunft* ebenso hin wie die vergleichsweise gute Ausbildung der Journalistinnen. Zwar waren Akademikerinnen vor 1900 die Ausnahme, doch ist dies mit der prekären Bildungssituation von Frauen in Deutschland zu erklären. Erst seit 1899 öffneten deutsche Universitäten sukzessive ihre Pforten für Studentinnen, und auch im Gymnasialbereich sorgten allenfalls vereinzelte Pilotprojekte dafür, dass Mädchen eine Vorbildung erhielten, die zum Studium qualifizierte. Die damals bestmögliche *Vorbildung* – das Absolvieren einer Höheren-Töchter-Schule mit anschließendem Besuch eines Lehrerinnenseminars – besaßen allerdings erstaunlich viele Journalistinnen. Teilweise arbeiteten sie auch parallel zu ihrer journalistischen Tätigkeit als Lehrerinnen. Festzuhalten ist, dass Journalistinnen und Redakteure des ausgehenden 19. Jahrhunderts einem ähnlichen *Milieuhintergrund* aufzuweisen scheinen. Dabei wird in den Kurzbiographien die Verwurzelung im *Bildungsbürgertum* auch mit zahlreichen Verweisen auf bürgerliche (Frauen-)Tugenden unterstrichen. Die Bildungsbeflissenheit der Familie, die Qualität der Erziehung und der Fleiß beim Ausüben der (Berufs-)Arbeit werden ebenso unterstri-

<sup>58</sup> Kritisch angemerkt sei aber, dass auch Pataky keine ‚heimischen Helferinnen‘ erfasst hat. Systematische Erhebungen zu dieser Gruppe sind wohl aufgrund der prekären Quellenlage ausgeschlossen.

chen wie die akkurate Erfüllung von häuslichen und familiären Pflichten. Eine kleine Abweichung im Vergleich zu den Ergebnissen Requates ist jedoch zu beobachten. Unter den von Pataky erfassten Journalistinnen befinden sich auch einige Adelige, die fast ausnahmslos Belletristik fürs Feuilleton verfassten.

Unterschiede zwischen den Geschlechtern scheint es auch hinsichtlich der *Medien* gegeben zu haben, für die die Autorinnen tätig wurden. Die bei Ichenhäuser festgestellte Konzentration auf ‚Frauenperiodika‘ wird in Patakys Biografien im Wesentlichen bestätigt. Allerdings sind Patakys Angaben zu den Publikationsmedien oft zu unspezifisch, um hier weiterreichende Aussagen treffen zu können. Für die *Arbeitsfelder* der Journalistinnen ist der Befund hingegen eindeutiger. Selbst wenn aus Patakys Einträgen nicht immer klar hervorgeht, ob die Journalistinnen für Frauenmedien im engeren Sinn (v.a. für Frauenbeilagen, Hausfrauen-, Mode- und Frauenvereinszeitschriften), für Frauenmedien im weiteren Sinn (z.B. für Familienzeitschriften, Illustrierte und Jugendzeitschriften) oder für Blätter mit gemischtgeschlechtlicher Zielgruppe schrieben, so wird doch deutlich, dass Journalistinnen der Jahrhundertwende überwiegend für weiblich konnotierte Thematiken engagiert wurden. Schöngeistige Unterhaltung war ihr primäres Arbeitsgebiet, gefolgt von ‚Frauenthemen‘ (v.a. Erziehung, Haushalt, Mode und die Frauenfrage), Sozialpolitik und schließlich (Populär-)Wissenschaftlichem.

Die Auswertung der Kurzbiografien verweist zudem auf ein Arbeitsfeld, das quer zu den erwähnten Thematiken liegt: die interne Organisationskommunikation. Sie wurde von zahlreichen Fach-, Vereins- und Berufszeitschriften getragen, die – stand eine Frauenorganisation hinter dem Blatt –, i.d.R. auch von Frauen redigiert wurden.<sup>59</sup>

Sucht man den Vergleich mit den männlichen Redakteuren, dann fällt auf, dass auch bei Pataky die ‚reine‘ Politik nur selten als Arbeitsgebiet angegeben wurde. Allenfalls mit Verweis auf das Soziale und die Bildung wurden die Autorinnen im politischen Journalismus verortet (als Fachfrauen für Sozial- oder Bildungspolitik). Dies korrespondiert mit dem erstaunlichen Befund, dass zuweilen sogar bei ausgewiesenen politischen Journalistinnen der Verweis auf ihr Arbeitsfeld fehlt.<sup>60</sup> Über die Gründe

<sup>59</sup> Vgl. Susanne Kinnebrock. *Funktion und Geschichte politischer Frauenzeitschriften in Deutschland bis 1945*. Münster: LIT, 2008 (in Bearbeitung).

<sup>60</sup> Beispielsweise sind nur die Ratgeberbroschüren und politischen Bücher der Feministin und Pazifistin Anita Augspurg verzeichnet, nicht ihre rechtspolitischen Zeitschriftenartikel. Vgl. zu den journalistischen Aktivitäten Augspurgs

dafür lässt sich nur spekulieren. Es ist aber durchaus denkbar, dass die gängigen Geschlechterstereotypen die Wahrnehmung der journalistischen Berufstätigkeit überformten. In anderen Worten: Von Frauen wurde nicht erwartet, dass sie über politische Themen schreiben wollten und konnten, also wurde dieser Teil ihrer journalistischen Tätigkeit unwillkürlich ausgeblendet.

Es lässt sich also festhalten, dass Frauen gegen Ende des 19. Jahrhunderts Journalismus in sehr unterschiedlicher Form betrieben, wobei sich drei Schwerpunkte herauskristallisieren lassen. Zunächst gab es diejenigen Journalistinnen, die einen tendenziell unterhaltsamen und serviceorientierten ‚Frauenjournalismus‘ pflegten. So wie im etablierten redaktionellen (Männer-)Journalismus ‚Bildungsbürger für Bildungsbürger‘ Zeitung machten, schrieben hier ‚Frauen für Frauen‘. Daneben etablierte sich ein Fachjournalismus mit Bindung an Frauenbewegung und Berufsvereinigungen, in dem zwar ebenso Frauen für Frauen zuständig waren, die Thematiken aber verstärkt um die Rolle der Frau in der außerhäuslichen Sphäre kreisten. Und schließlich gab es noch das große Heer der Feuilletonistinnen, die nicht ausschließlich für Frauen schrieben, sondern sich mit ihren Essays und ihrer Belletristik auch an ein gemischtgeschlechtliches Publikum wandten.

### *Über die sozialen Bewegungen in den politischen Journalismus?*

Das, was zunächst als biedere Begleitung deutscher Vereinsmeierei erscheinen mag, die Blätter der Vereine der Frauenbewegung, förderte den Einstieg von Frauen in den politischen Journalismus immens. Obgleich die Arbeitswelt der ‚Bewegungsjournalistinnen‘ klar von der (männlichen) politischen Redakteure separiert war, gab es doch Bezüge thematischer Art. Indem die Journalistinnen der ‚Bewegungszeitschriften‘ strukturell bedingte Frauenbenachteiligungen thematisierten, griffen sie – wenngleich aus anderer, weiblicher Perspektive – Themen auf, denen sich auch ihre männlichen Kollegen in Zeitungen und politischen Zeitschriften zuwandten. Die katastrophale Mädchenbildung beispielsweise war eine hoch politische Angelegenheit, geriet hier doch der Staat in die Kritik, der das Schulwesen so organisiert hatte, dass Frauen von höherer Bildung grundsätzlich ausgeschlossen blieben. Die feministische

Kritik der ‚Bewegungsjournalistinnen‘ an Schulwesen, Erwerbsmöglichkeiten und Rechtsstatus der Frau sowie ihre Berichterstattung über Vereinsaktivitäten qualifizierte sie zusehends als ‚Expertinnen‘ in Sachen Frauenfrage – Expertinnen, auf die auch die bürgerliche Presse gerne zurückgriff. Gerade um die Jahrhundertwende, als sich die Frauenbewegung zu einer gut organisierten Massenbewegung entwickelte, mangelte es nicht an Berichterstattungsanlässen – und Zeitungen und politische Zeitschriften schickten die ‚Bewegungsjournalistinnen‘ gerne als Berichterstatterinnen auf Veranstaltungen der Frauenbewegung. So schrieb z.B. Minna Cauer des öfteren für die liberale *Vossische Zeitung*, Helene Stöcker für den *Berliner Lokal-Anzeiger* und Anna Pappritz für die linksliberale *Welt am Montag*. Käthe Schirmacher veröffentlichte häufig im konservativen *Tag*, in dem zudem Anita Augspurg eine politische (!) Frauenseite gestaltete, während Lida Gustava Heymann die Hamburger Presse, v.a. den *Hamburgischen Correspondenten*, mit Artikeln versorgte. Zwei weitere Berliner Journalistinnen, Anna Plathow und die bereits mehrfach erwähnte Eliza Ichenhäuser, behandelten Frauenfragen im liberalen *Berliner Tageblatt* und können ebenfalls der Frauenbewegung zugerechnet werden, wenngleich sie dort keine Führungspositionen einnahmen. Die Beschäftigung mit frauenpolitischen Themen schuf also Zugang zu den Redaktionen, wobei die Frauenfrage eine Brücke zu weiteren (sozial-)politischen Themen darstellte – v.a. zur sozialen Frage.

Der sozialen Frage war die zweite große soziale Bewegung des 19. Jahrhunderts, die Arbeiterbewegung und ihre Partei, die SPD, in besonderem Maße verpflichtet. Zumindest im Parteiprogramm auf die Geschlechtergleichheit festgelegt, griff die SPD nicht nur recht früh die Frauenfrage – freilich als Teil der sozialen Frage – auf, sondern ließ trotz restriktiver Vereinsgesetze Frauen in Partei und Parteipresse mitarbeiten. Nicht ohne Grund dürfte eine der ersten, vielleicht sogar die erste Chefredakteurin einer deutschen Zeitung Rosa Luxemburg gewesen sein, die 1898 zwei Monate lang die in Dresden beheimatete *Sächsische Arbeiterzeitung* leitete.

## Resümee

Was lässt sich festhalten über die Geschichte der Journalistinnen im ausgehenden 19. Jahrhundert? Zunächst einmal, dass es Journalistinnen – auch vor den 1920er Jahren – überhaupt gegeben hat. Hinsichtlich ihrer Sozialität lässt sich feststellen, dass sie wie ihre männlichen Kollegen

überwiegend dem bildungsbürgerlichen Milieu entstammten. Doch damit sind die Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern schon fast erschöpft. Denn Frauen waren im Journalismus an gänzlich anderen Stellen platziert als ihre männlichen Kollegen. Sie arbeiteten bei anderen Medien (‚Frauenmedien‘), konzentrierten sich auf andere Themen (‚Frauenthemen‘ oder das Feuilleton) und befanden sich in unsichereren Arbeitsverhältnissen. Dennoch gelang es vereinzelt Journalistinnen auch schon zur Jahrhundertwende, über Frauenfragen und sozialpolitische Themen in den politischen Journalismus einzusteigen. Ende des 19. Jahrhunderts begannen Frauen somit, sich von den ihnen zugeschriebenen Thematiken zu lösen oder zumindest allgemeines Interesse für ‚ihre‘ Themen zu generieren. Das gemischtgeschlechtliche, politisch interessierte Publikum geriet vermehrt in den Fokus ihrer journalistischen Tätigkeit, Frauen begannen für die politische Öffentlichkeit zu schreiben.